

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 52.

Montag, den 1. Dezember.

1924.

Die Dame im Rollstuhl.

Roman von Ewen Elvestad.

(Nachdruck verboten.)

(28. Fortsetzung.)

„Da kommt unser Auto“, sagte Frau Habermann, „das Signal ist das Zeichen dafür, daß wir uns fertig halten sollen.“

„Aber die Koffer?“ fragte Nelly.

„Wir lassen natürlich alles stehen“, erklärte Frau Habermann. „Es gilt zu fliehen, nichts anderes. So lautet der Befehl vom Doktor. Er garantiere für unsere Flucht, sagte er vor einem kleinen Weilschen zu mir, doch all unsere Pläne hier wären umgestoßen.“

Frau Habermann und der Fremde verließen rasch das Zimmer. Nun war Miß Nelly allein.

In demselben Augenblick vernahm Krag die Töne eines schmachttenden Walzers aus dem Ballsaal. Es war der Geisterwalzer.

Er spähte durch das Schlüsselloch und sah Miß Nelly entzückt den Tönen lauschen.

Und da — erhob sich die Gelähmte aus ihrem Stuhl. Zum zweitenmal stellte Krag fest, daß sie ebenso frische und gesunde Glieder hatte wie irgendeine der Damen, die drinnen im Ballsaal umherschwebten.

Miß Nelly, die sich ungeschoren wähnte, wiegte sich nach den Klängen des Walzers hin und her und summt die Töne der Musik.

Sie war so ganz davon benommen, daß sie es nicht merkte, als Asbjörn Krag leise die Tür öffnete. Plötzlich explodierte die Magnesiums bombe. Die geblendete Miß Nelly fuhr erschrocken zurück. Aber nun stand Asbjörn Krag lächelnd mitten im Zimmer, und mit einer höflichen Verbeugung sagte er:

„Das ist eine interessante Aufnahme, Miß Anderson, mindestens zwanzigtausend Dollar wert.“

Einunddreißigstes Kapitel.

Eine Minute.

Nellys Schreck war im ersten Augenblick grenzenlos. Sie starrte Asbjörn Krag an, als sähe sie ein Gespenst vor sich. Dann versuchte sie wieder zu ihrem Rollstuhl zu gelangen, doch der Detektiv stellte sich ihr in den Weg.

„Es ist nicht meine Absicht. Sie zu erschrecken, mein Fräulein“, sagte er, „doch ich konnte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, eine so außergewöhnliche Aufnahme zu machen.“

Endlich schien sie die Sprache wiedergewonnen zu haben.

„Aber wer sind Sie denn?“ stammelte sie, und warum drängen Sie sich hier herein?“

„Ich kann Ihnen nur versichern“, erwiderte Krag, „daß mich die beste Absicht leitete, als ich bei Ihnen eindrang.“

Sie machte eine Bewegung nach der Tür, Krag aber stellte sich wieder rasch in den Weg. Da wandte sie den hilflosen Blick auf das Fenster, als biete sich dort eine Rettung.

„Nehmen Sie es mit Ruhe“, sagte Krag. „Es geschieht zu Ihrem Besten.“

Er wies auf den Rollstuhl.

„Sie haben Ihre Gesundheit rasch zurückgewonnen. Ist die Macht der Musik dieses Wunder?“

Nun begriff sie endlich, daß sie überrumpelt war.

Sie sank in einen Stuhl und barg das Gesicht in den Händen. Sie schluchzte. Obwohl Krag nicht eine Sekunde zu verlieren hatte, wartete er und ließ sie sich ausweinen. Dann trat er zu ihr und legte die Hand auf ihren Kopf.

„Armes Kind“, sagte er, „sicher sind Sie gegen Ihren Willen in diese Sache verwickelt worden. Doch wenn Sie nun klug und verständig sind, braucht es gar nicht so schlimm für Sie zu enden.“

„Aber was soll ich denn nach Ihrer Meinung tun?“ fragte sie verzweifelt.

„Vor allem dürfen Sie dieses betrügerische Spiel nicht länger fortsetzen. Ferner müssen Sie mir alles erzählen, von Anfang bis zu Ende, ohne mir irgend etwas zu verheimlichen. Sie müssen sich unverzüglich befreien von der verabscheuenswerten Bande, der Sie in die Hände gefallen sind. Sie sind ja noch obendrein körperlichen Mißhandlungen ausgesetzt. Ich habe wohl gesehen, was diese Frau Habermann sich gegen Sie erlaubt.“

„Ja, sie ist schlecht“, flüsterte Nelly. „Und ich wünschte, ich wäre tausend Meilen fort von ihr.“

„Verlassen Sie sich auf meinen Schutz“, tröstete Krag. „Sie brauchen nichts mehr mit ihr zu tun zu haben, wenn Sie wollen.“

„Aber dann müssen wir schleunigst von hier fortzukommen suchen“, antwortete Nelly. „Sie kann jeden Augenblick hier sein, und ich gehe lieber zur Polizei, als daß ich nach dem soeben Geschehenen ihr wieder in die Klauen falle.“

Asbjörn Krag sagte ihr, daß er das sehr vernünftig von ihr fände. Sie warf sich einen Mantel über, und beide standen gerade im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als die Tür sich öffnete, und Mr. Lewis auf der Schwelle stand. Hinter seinem Rücken gewahrte Krag Frau Habermanns Gesicht.

Die beiden Eintretenden begriffen sofort, was geschehen war. Frau Habermann stieß einen Schrei der Erbitterung aus, als sie Nelly mitten im Zimmer stehen sah, fern von dem in einen Winkel geschobenen Rollstuhl. Doch Mr. Lewis war sofort Herr der Lage. Blinkschnell hatte er Frau Habermann in das Zimmer gestoßen und die Tür hinter sich verschlossen. Er hielt einen Revolver in der Hand. Und kein Zug in seinem Gesicht deutete darauf hin, daß er überrascht war.

Er trat einen Schritt näher an Krag heran und hob den Revolver.

„Sie müssen gestehen, Herr Detektiv, daß Sie dieses Mal nicht rasch genug waren in Ihren Bewegungen. Ich war der Raschere.“ Ein Lächeln spielte um seine schmalen Lippen, und er fuhr fort: „In gewissen Augenblicken kann es von entscheidender Bedeutung werden, der erste zu sein. Oder wollen Sie diese Tatsache in dem gegebenen Moment leugnen? Nun, lassen Sie uns lieber offen miteinander reden, das ist wohl das Beste. Jetzt habe ich Sie in meiner Gewalt. Sie haben das Spiel verloren, mein lieber Freund.“

Asbjörn Krag verschränkte die Arme und sah seinem Widerlacher ruhig in die Augen.

„Ich habe das Spiel verloren“, sagte er, „unter der Voraussetzung, daß Sie Ihr Sündenregister um einen Mord vermehren wollen. Ich bin hier eingedrungen, um diese junge Dame aus den Händen einer Verbrecherbande zu retten.“

„Ach so!“ lachte Lewis. „Ein moderner Ritter. Aber diese Art Rittertum hat, wie Sie sehen, heutzutage wenig Glück.“

„Ich erkläre Ihnen den Zweck meines Eindringens hier. Ich wünsche diese Dame zu befreien. Und ich werde es tun.“

„Wirklich!“ murmelte Lewis. „Trotz allem?“

„Trotz allem!“

„Ich weiß wohl, was Sie denken“, sagte Lewis, immer das gleiche Lächeln auf den Lippen. „Sie stützen sich darauf, daß das Haus voll ist von Ihren Gehilfen. Doch, mein bester Herr, glauben Sie meinem Wort, Sie stützen sich auf einen Irrtum. Der letzte, der unschädlich gemacht wurde, ist der Kraftmann, der so spät zum Fest kam.“

Er spricht von Brede, dachte Krag, und das Wort „unschädlich gemacht“ klang fast lähmend in sein Ohr. Hatten sie ihn getötet?

Mr. Lewis kam noch näher.

„Haben Sie Waffen bei sich?“ fragte er. „Ja.“

„Vermutlich einen Revolver? Wo haben Sie ihn?“

„In der linken Brusttasche.“

„Gut. Er mag dort liegen bleiben. Sie würden nicht einmal dazu kommen, die Hand bis dorthin zu führen, wenn es gilt. Sie dürften also begreifen, was auf dem Spiel steht, und wie fest entschlossen ich bin, mein Ziel zu erreichen. Lassen Sie uns einen Augenblick vernünftig miteinander sprechen. Sie haben in einer uns durchaus schädigenden Weise in die von uns getroffenen Anordnungen eingegriffen.“

„Sie nennen das „von Ihnen getroffene Anordnungen“?“ sagte Krag ironisch. „Das ist allerdings eine sehr beschönigende Bezeichnung.“

„Ich könnte es auch ebensogut unsere Arbeit nennen“, erwiderte Lewis. „Nicht auf den Namen kommt es an, und Sie haben hier Menschen vor sich, die zu gebildet sind, um nicht zwischen ehrlicher und unehrlicher Arbeit zu unterscheiden. Es ist Ihnen in gewisser Beziehung gelungen, unsere Arbeit zu zerstören. Ich kenne die Verhältnisse hier im Lande nicht, womöglich ist es hier üblich, daß man sich in die Geschäfte seines lieben Nächsten einmischt. Hätten wir das gewußt, so hätten wir unsere Tätigkeit nie in dieses Land verlegt. Wir beabsichtigen daher, unseres Wegs zu ziehen. Nun versuchen Sie aber auch noch obengrin, uns hieran zu hindern. Gestehen Sie, daß Sie darin zu weit gehen. In solche Maßregeln werde ich mich niemals finden. Ich habe Mittel gegen Sie in der Hand, wende sie aber nur ungern an. Ich frage Sie also nun: was ist Ihre Absicht? Was bezwecken Sie? Wollen Sie tatsächlich unsere Flucht verhindern?“

„Und wenn ich nun ja sagte?“ fragte Krag. „Wenn ich nun sagte, es sei allerdings meine Absicht, und um sie zu erreichen, würde ich kein Mittel und keine Mühe scheuen?“

„Wenn ich nun ja sagte... Das klingt so unbestimmt. Können Sie mir nicht in bestimmter Form antworten?“

Krag lächelte.

„Es ist eine sehr ernste Frage“, sagte er, „sie bedarf der Erwägung.“

„Zugegeben“, räumte Lewis ein, „doch mehr als eine Minute Bedenkzeit kann ich Ihnen nicht gewähren.“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Zigaretten.

Während Mr. Lewis beständig die gleiche riesige Ruhe bewahrte, wurde Frau Habermann augenscheinlich immer nervöser.

„Können Sie den Menschen nicht rasch unschädlich machen?“ rief sie aus. „Sie brauchen ihn ja nicht zu töten. Aber machen Sie ihn unschädlich!“

Lewis warf ihr einen Blick zu.

„Sind Sie reisefertig?“ fragte er.

Frau Habermann hob eine kleine Reisetasche auf.

„Hier habe ich alles, was ich brauche.“

Krag konnte eine Frage nicht zurückhalten.

„Aber die Koffer nebenan, all das kostbare Gepäck, das so wichtig war, daß Sie ein Extrazimmer dazu nehmen mußten?“

Frau Habermann warf Krag einen ärgerlichen Blick zu.

„Die Koffer überlassen wir mit Vergnügen Ihnen“, sagte sie, „Ihnen und Ihren Erben.“ Fortsetzung folgt.

Camping.

Von Rudolf Lothar.

Yosemite Lodge (Kalifornien).

Seit einigen Jahren haben die Amerikaner eine neue Art entdeckt, den Sommer zu verbringen. Die Mode des Campings hat mit rasender Schnelligkeit um sich gegriffen und Hunderttausende von Amerikanern schwärmen davon und kennen im Sommer nichts Genußvolleres und Schöneres.

Das Camping besteht darin, irgendwo im Walde sich ein Zelt zu bauen und in diesem Zelt zu sommerfrischeln. Manchmal entstehen ganze Zeltstädter im Walde, aber sehr viele lieben auch die Einsamkeit und siedeln sich weit entfernt von aller Nachbarschaft an. Man muß sich das Zelt nicht kaufen, man bekommt es geliehen mit allem Zubehör. Natürlich auch mit allem Handwerkszeug, mit Beil, Säge und Spaten, kurzum, mit der Ausrüstung, die so ein Sommerpionier in der Wildnis braucht. Vor dem Zelt wird ein Plätzchen ausgerodet, um Feuer machen zu können. Manchmal haben ein paar Zelte einen gemeinsamen Herd und es stehen auch vereinzelt gemauerte Herde im Wald und warten, daß Zeltbewohner gerade diese Stelle wählen. Die Nahrung liefert der Wald. Man fischt und jagt. In manchen Staaten, wie z. B. in Kalifornien, wo das Camping am meisten geübt wird, dürfen Wildpret und Forellen überhaupt nicht auf den Markt kommen. Wer Luit auf Wildpret hat, muß auf die Jagd gehen, wer eine Forelle verzehren will, muß sie sich fangen. Das ist Wildschuß im Interesse des Jagdliebhabers und des Anglers. Jagdarten und Angelarten sind sehr billig.

Die Zeltmode geht offenbar vom Bidsia aus. Es ist ein Bidsien in Bermanens. Und die Biologie dieser Mode ist sehr einfach. Der Städter lehnt sich nach Abkehr von der Stadt, er will nicht durch ein Hotel, durch das Leben in einem Badeort fortwährend an die Einrichtungen erinnert werden, in denen er den Winter über gefangen lag. Also lautet die Lösung: Heimkehr zur Natur! So kommt der Amerikaner im Sommer aus der Kultur heraus, und er wird wieder Pionier, wie seine Vorfahren gewesen sind.

Dieser Sprung aus der Kultur wird verschiedenartig ausgeführt. Neben den vielen, die ihn mit aller Energie und allem Enthusiasmus ausführen, sich im Sommer entschlossen auf die eigenen Beine stellen und nur essen, was der Wald ihnen liefert und was sie an Konserven mit sich führen, gibt es solche, die auch im Camping ihre Bequemlichkeit haben wollen. Die rücken dann ihr Zelt in die Nähe eines großen Hotels, Wand an Wand mit dem Gasthof, oder einen Büchenschuh weit von ihm entfernt und lassen sich vom Hotel aus verproviantieren. Manche schlafen nur in ihrem Zelt und erscheinen zu den Mahlzeiten im Hotel. Es gibt Hotels, die von 20, 30 und 50 Zelten umlagert sind. Und dann gibt es Hotels, die überhaupt nur aus einem Zeltlager bestehen. Dann freilich werden die Leinwandwände durch Holz ersetzt und aus dem Zelt wird eine schmutzige, laubere und gefällige Barade. In solch einer Barade schreibe ich diesen Brief. Yosemite Lodge, im herrlichen Yosemite Nationalpark, besteht aus ein paar hundert Baraden, die im dichten Tannenwald zerstreut sind. Jede Barade hat ein Schlafzimmer, ein Badezimmer und einen Schrankraum. Vor der Barade ist eine Veranda mit Liegestuhl.

Natürlich ist die Hütte elektrisch beleuchtet, und man hat kaltes und warmes Wasser zur Verfügung. Das langgestreckte Hauptgebäude, das an der Straße liegt, enthält den großen Speisesaal, Bureaus, Postamt und die Kassen, wo man Photographien, Bücher, Papier, indianische Andenken und Zeitungen kaufen kann. Am Waldestrand liegt auch ein offenes Theater, wo allabendlich im Freien Varietévorstellungen stattfinden, und daneben ein großer Tanzplatz, wo allnächtlich der Tanz nach Schluß der Varietévorstellung beginnt. Auf dem freien Platz zwischen dem Theater und dem Tanzboden brennen nachts zwei riesige offene Feuer, gleichsam als Symbol des Zeltlebens, und werfen ihre Funken hoch in die Nacht empor. Auch ein ideales Schwimmbassin liegt im Schatten der Bäume. Dieses Baradenhotel ist tagaus tagein von lustigstem Leben erfüllt. Es gibt keinen Sport, der hier nicht geübt wird. Golf und Tennis, Schwimmen und Tanzen, Bergsteigen und Reiten, Autofahren und Flirten. Der Flirt scheint überhaupt der heitere Hintergrund zu sein, vor dem sich alle anderen sportlichen Beschäftigungen, mit denen man Tag und Abend ausfüllt, abheben. In diesem Walde herrscht eine ewige Heiterkeit, ein Vergnügen in allen Schattierungen, ein Lachen in allen Tonarten. Wenn man des Morgens in seiner Hütte erwacht und die Sonne scheint durch die Wände herein, denn die Wände bestehen aus lauter Fenstern, und die Stube ist voll Tannenduft, dann ist man so guter Laune, daß man es als sommerliche Lebensaufgabe betrachtet, mit der Sonne um die Wette zu lachen. Ich habe hier tagelang, d. h. so

lange ich hier bin, kein ernstes Gesicht gesehen. Sonar die Herren im Bureau lachen, und die würdige Hausdame, die am Eingang des Speisesaales steht und die Gäste begrüßt, hat für jeden ein Lächeln. Und der ganze riesige Antrope, der sich vor dem Hotel abwickelt, ist voll unbändiger Lustigkeit. Der Humor gehört zur Lebensnotwendigkeit des Amerikaners. Und im Sommer gar, losgelöst von der Stadt und ihren Sorgen, ist der Amerikaner vergnügt und übermütig wie ein Kind. Seine Seele trampelt vor Veranügen, wenn er sich körperlich im Sommer recht austoben darf.

Ein ernster Deutscher ringt freilich die Hände, wenn er in dieses Waldhotel, oder besser gesagt, in diesen Hotelwald kommt. Fußhoch ist der Boden mit trockenen Nadeln bedeckt. Im Sommer regnet es hier nie. Jeder Deutsche wird hier an Feuergefahr denken. Auch der Amerikaner denkt daran, denn buchstäblich an jedem Baume hängt ein Feuerlöschapparat, und überall bitten und ermahnen Tafeln die Gäste, beim Rauchen vorsichtig zu sein.

Die Gegend, in der dieser ideale Sommeraufenthalt liegt, hat alle alpine Schönheiten zu einem liebenswürdigen Buisott vereinigt. Steile, schroffe Felsstöße mit glatten Kuppeln überragen ein Waldtal, in das von allen Seiten schmale und breite, schäumende und glitzernde Wasserfälle stürzen. Ein Fluß läuft durch Wälder, unter dunklem Blätterdach, erweitert sich zu einem See, wirft sich in Kaskaden über Felsblöcke, eilt als geschäftiger Begleiter neben der Straße hin. Schnee winnt von ferne über grauem und rotem Stein. Bald verengt sich das Tal, um nur Straße und Fluß Raum zu geben, bald erweitert es sich zu Park und Wildnis. Im Park sind die eleganten und vornehmen Siedelungen — solche Siedelungen gibt es eine ganze Anzahl —, in der Wildnis kampieren die Freunde der Einsamkeit, die ihrer Winterleidenschaft fern von allem Massenbetrieb frönen wollen.

Aber natürlich ist Camping nicht auf das Yosemiteetal allein beschränkt. Wo es Wald und Wasser gibt, See und Gebirge, wachsen im Sommer Zelte und Zeltlager aus der Erde. Für die Jugend gibt es sicherlich keinen besseren Sommeraufenthalt. Das richtige Camping ist eine sommerliche Lebensschule, eine frisch-fröhliche Erziehung zur Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Denn natürlich ist es der Stolz eines jeden echten Zeltlers, keine Freiheit in möglicher Unabhängigkeit zu genießen. Wir kennen diese Art des Sommerorts in Europa nicht. Schon deswegen nicht, weil es bei uns im Sommer zeitweise regnet und weil ein Zeltlager im Regen gewiß kein Vergnügen ist. Wohl aber fängt man in Italien an, diese amerikanische Sitte einzuführen. In den Dolomiten erscheinen zuweilen italienische Studenten und schlagen auf einer schönen Waldwiese ihre Zelte auf. Aber einem einsamen Zeltner bin ich in den Dolomiten nie begegnet. Und niemals sind die italienischen Zeltlager von Städtchen, Dorf oder Gasthof so weit entfernt, daß man von Winterleben reden könnte. Und diese europäischen Zeltner dürfen auch nicht sagen, und denken nicht daran, ihre Nahrung sich selbst zu holen aus der freien Natur. Aber gerade darin liegt ja der Reiz des amerikanischen Zeltlebens. Ein paar Monate lang ist der Zeltner losgelöst von aller Kultur, so frei und unabhängig, wie es seine Vorfahren, die Pioniere, gewesen sind, und die Indianer, die der Pionier bekämpfte. Und so erscheint das Zeltleben letzten Endes als eine romantische Rückkehr in die Vergangenheit, als ein Genießen unbeschränkter Freiheit in der schönen Gotteswelt. Und um diese Art, den Sommer zu genießen, kann man den Amerikaner wahrhaft beneiden.

In den Gewächshäusern von Sanssouci.

Von Anna Ravvstein.

Winde jagen das Laub im Wirbel. Kaltsarer Himmel steht über halb entblättertem Park.

Silbern aus flirrendem Gode schimmern die aläsernen Häuser der Fremdlinge aus milderen Zonen.

Ein Gang öffnet sich, von sommerlichem Grün umwirft; durch betaute Scheiben wandert der Blick, wohin er sich wendet, in Farbenparadiere.

Türen tun sich auf: das Chrysanthemenfeld. Ein Doppelhaus, gefüllt in seiner ganzen Ausdehnung mit Tausenden der schöngeachteten Töchter Ostiens. Sie leuchten wie Sonnen, sie sind groß wie Monde. Der liebende Blumenkennner Maeterlinck sagt von ihnen: „Alle Schätze der Nacht und des Zwielichts, alle Reichtümer der Weinlesezeit leiten ihnen eigen in verblühender Weise; die Natur überläßt ihnen das Kostbarste der Wälder, das Silber des Nebels, des Reifs und des Schnees in den Gärten. Sie überschüttet sie mit Golddufaten, Bronzemünzen, Silberknallen, kupfernen Plättchen, märchenhaften Federn, brüchigem Bernstein, erloschenen Topasen, trüben Perlen, blinden Amethysten und verfarbten Granaten, kurz, all dem müden Glanz verwahrloster Edelsteine.“ Unter den neuen Züchtungen beugt ein flaumiges Gelb und eine Honigfarbe mit bräunlicher Rückseite der Blättchen. Das krause Feld der lockigen Rudelköpfe ist ein singendes Meer; so lauscht die Farbenmelodie der Sonne zu, die mit Streichelhänden in das Glashaus tastet.

Hinter einer anderen Tür: Zykamen. Vieles warme Rota der großblütigen, vielblütigen Pflanzen, auf Tischen zum Kriechen bereit ist durchleuchtet. Daneben die lila-

Reihen der weißfüßigen Kronen. Kasterschwärme, die sich zum Kasten niederließen. . . . Und die gebrannten, gestamnten, gestreiften Arten — unermüßliche Kulturversuche, die Natur zu bereichern. Wie reichlich schon das arünarale Blattwerk mit eingezzeichneten Mustern, wie einwillig auswunden die Stengel!

Wertwürdiger noch das schiefe, mächtige Begonienblatt, rauh, höckerig, fahldüster wie der Panzer einer Schildkröte.

Gleich einer Vitrine mit buntem Kristall das Glorinienhaus. Lauter Becher, rot und violett und weiß, diese tiefen Blüthenloden, die anderwärts der Mai weckt und die hier in den Herbst läuten. — nur daß diese edelgeformten Gefäße so gar nichts Gläsernes und Kühles haben, sondern heiß — lauten erlähnen!

In der schweren feuchten Wärme der Orchideenhäuser hält man den Atem an. Nicht nur, weil die Luft beklemmt. Diese gebühten, kostbaren Blütenwunder sind von so unirdischer Zartheit, daß in das Entzücken sich ein Bangen schleicht. Auch fühlt man sich so nahe dem schöpferischen Geheimnis wie in einer Künstlerwerkstatt. Glücklich der Beruf des Gärtners, der naturnahe mit den Stoffen der Natur, ihren Geleken getreu schaffend, durch das Werk seiner Phantasie die Natur übertrumpft! Die Vorsätze der mexikanischen mit denen der australischen Art vermählend, entstehen Hochzuchtungen von wolkenhafter Duftheit und tropisch allummeender Farbensättigung. Der Hausherr dieses Blumen-schlusses, der ehemalige Oberhofgärtner Kunert, träumte, dichtete in dem Harem dieser Urwaldschönheiten eine Anzahl neuer Gesichter — und die Natur war willig und schenkte seinem Traum Gestalt. Wie gesponnen aus Seidenkrepp und Spitzenriesel, betupft mit Samt, durchleuchtet mit magischen Feuern, schäumen diese schwanken wehenden schleierigen Blumen auf, bläulila, flosdenweiß, purpur-blaurot und die „Lippe“, das Borderblatt, das tief in den Kelch hineinführt, trägt die leidenschaftlichsten Töne der Grundfarbe in flammenden Streifen, über die sich flimmernder Goldhauch breitet. Immer neue Spielarten . . . gefranste Ränder, geneigte, stehende Kelche, gelbgrüner „Frauenschuß“ in malvenroter Abwandlung, fleischfressende Raubtiere, „Kannenträger“ mit blutfarbig gestriemten langen Trichtern, schmetterlingstleine lavendelblaue Unschuld, Vanillenduft verströmend. Zur Gesellschaft das kegellackrote Anthurium mit dem weißen Dolchstengel, eine nackte unheimliche Pflanze — das Weidenkraut mit holzfarbenen gemalten „Weidenköpfen“.

Auch in der Kinderstube ist ein Blick vergönnt mit den winzigen Kulturen, Samenschildkröten und Ablegern. Welche Gebuld, welche Sorgfalt, welche Spannung, bis die Knospe sprinzt und Erfüllung lehnüchtliger Ahnung für Stunden, Tage sich verkörpert!

All diese schaffende Mühe galt einst dem Bedarf des kaiserlichen Hofhalts. Nun öffnen sich die gläsernen Kammern in den Zeiten des Hochflors jedem Schönheitsdurstigen Auge.

Der Fall Ulrich.

Von Hans Bauer.

Ich fahre auf der Straßenbahn.

Ob mich meine Augen trügen? Aber nein! Das ist doch der Herr Ulrich! Oder ist er's nicht? Aber er ist es doch wohl! Oder nicht!

„Sie verzeihen, sind Sie nicht der Herr Ulrich?“

Keine Antwort.

„Ist Ihr Name nicht Ulrich, mein Herr?“

„Ob ich Ulrich heie?“

„Ich vermutete in Ihnen einen Bekannten namens Ulrich.“

„Das kann sich auch sein, ich heie Hesselbard.“

„Sie entschuldigen vielmals, mein Herr! Ich verbeuge mich leicht und wende mich ab.“

Der Herr mustert mich eindringlich. Setzt ein paar mal zum Sprechen an: „Ob mir uns nicht am Ende ausn Gehelalubb Gongordia genn?“ will er mir auf die Sprünge helfen.

„Bedauere, mein Herr. Wie gesagt, es handelt sich um einen Irrtum. Der Herr, den ich kenne, heie zweifellos Ulrich.“

„Ne, ne, ich heie schon Hesselbard. Ob Sie sich da nicht ernn? Oder vielleicht, daß mir uns von der Meiers Wadabn ihrer Gindooße her genn?“

„Raum“, erwidere ich mit neuer höflicher Verbeugung und wende mich dem Anblick der Straße zu.

„Awwr wie gomm denn Sie bloß uff den Nam Ulrich?“

höre ich das halblaute Murmeln des Herrn Hesselbard hinter mir grübeln. Dann fühle ich mich auf die Schultern getippt.

„Heern Se . . . oder daß mir damals bei dn fimfndreißer Alan zellam gedend ham?“

„Es handelt sich, wie gesagt, um einen Irrtum meinerseits. Der gemeinte Herr hie zweifellos Ulrich. Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr.“

„Aww mer denkts nich, daß Hesselbard un Ulrich verwecheld wern gennn!“

Ich schlage an meine Stirn. „Aber richtig! Ulrich! Ulrich! Wie komme ich nur auf den Namen Ulrich! Der Herr, den ich da meine, der hat ja gar nicht Ulrich, der hat ja Kraule geheißen!“

Herr Hesselbard atmet befreit auf: „Sehn Sie, da glärd sich das ja uff.“

Ich lächle verbindlich: „Sehen Sie! So klärt sich so was auf.“

Ein Konservierungsmittel für Tropenfrüchte. Man schreibt uns: Einem auf Java anässigen Holländer, Dr. Cramor, ist es gelungen eine nicht nur erfolgversprechende, sondern auch sehr einfache Methode zur Konservierung von Tropenfrüchten zu finden. Bisher war es einfach unmöglich, außer den an sich haltbaren Südfrüchten die herrlichen Erzeugnisse aus Indiens Gärten, von den Südeinseln usw., nach Europa einzuführen, da der lange Transport, Trockenheit und Fäulnis dem Versand hindernd im Wege standen. Das Verfahren Dr. Cramers besteht darin, die zum Europa-Verland bestimmten Früchte mit einer Gummihaut zu versehen, die dadurch hergestellt wird, daß die Früchte einige Minuten in einen Gummilack gelegt und dann zum Trocknen aufgehängt werden. Sie werden dadurch von einer dünnen Gummischicht umgeben, die als luftdichte Hülle den Gärungs- bakterien und Schimmelpilzen den Zugang unmöglich macht, jedoch weder den Geschmack noch die Form der Frucht verändert. Der Gummilack ist ein Ammoniumschwefel- präparat beigesetzt, das den Saft konserviert und ein Gär- rinnen oder Erstarren unmöglich macht. An ihrem Bestim- mungsort werden die Früchte dann von der Gummihaut be- freit, was sehr einfach vor sich geht. Ein leichter Einritt genügt, um die Haut von da aus leicht herunterziehen zu können. Der Versuch, frische japanische Erdbeeren, die be- kanntlich am meisten empfindlichen Versandfrüchte, in dieser Konservierung nach Europa zu senden, ist glänzend gelungen. Der Versand soll nun in dieser Weise aufgenommen wer- den, so daß der europäische Markt in nächster Zeit von un- bekannten Wunderfrüchten überrascht werden dürfte.

Der königliche Hahnträger. An den Höfen gab es früher eine Unmenge von merkwürdigen Ämtern und Posten, und es wimmelte von Hofnarren, Hofzwergen usw. Aber der seltsamste Posten, den es wohl je an einem Hofe gab, war der des königlichen Hahnträgers am englischen Hofe. Wie eine Londoner Zeitschrift erzählt, wurden die Anwärter auf diesen Posten besonders ausgebildet. Man nahm mit ihnen in frühester Kindheit eine Operation im Nacken vor, durch die sie in den Stand gesetzt wurden, recht schön, hell und laut zu krähen. Der königliche Hahnträger verließ den Posten eines Nachtwächters; er mußte während der Nacht und in den frühen Morgenstunden durch den Palast gehen, den Ruf des Tieres, das nach Shakespeares Wort „zur Trompete dient dem Morgen“ nachahmen und auf diese Weise die Stunden angeben. Der Letzte, der diesen Hof- posten bekleidete, war ein Mann namens William Sampson, der unter Karl II. wirkte. Nach den noch vorhandenen Rechnungen erhielt er ein jährliches Gehalt von 9 Pfund 2½ Schilling. Nach dem Tode dieses Herrschers ist dann der Posten nicht mehr bekleidet worden. Das aber noch immer in spleenigen Köpfen ein Bedürfnis nach einem Hahnträger vorhanden ist, beweist der Fall eines reichen und exzentri- schen Mannes in New York, der in seinem Stadtpalast sich etwas „ländliche Stimmung“ verschaffen wollte und einen Mann engagierte, der jeden Morgen vor seinem Schlaf- stimmer wie ein Hahn krähen mußte.

Temperatur der Sterne. Die chemische Analyse der Sonne und der Gestirne, die heutzutage unseren Lesern nichts Fremdes mehr ist, erscheint dem naturwissenschaftlich weniger Gebildeten als Phantasie der Gelehrten. Heute wissen wir aber genau, daß die Himmelskörper im wesentlichen aus denselben Stoffen bestehen wie unsere Erde. Ja, es gelang sogar, gewisse Elemente auf der Sonne eher zu entdecken als auf der Erde. Noch mehr Erstaunen wird aber die Tatsache hervorrufen, daß es der Forschung nun auch gelungen ist, mit ziemlicher Genauigkeit die Temperaturen der Himmels- körper festzustellen. Es hat sich dabei gezeigt, daß durchaus nicht alle selbstleuchtenden Fixsterne gleiche Temperatur haben. Man hat z. B. gefunden, daß ein gewisser Stern im Sternbild des Drachens etwa 2000 Grad hat, während sich die Temperatur eines Sternes im Perseus auf 28 000 Grad beläuft. Der Aldebaran ist etwa so heiß wie der elek- trische Lichtbogen, ein Stern des Orions wie die Acetylen- flamme. Die meisten aber stehen weit über jeder irdischen Temperatur. Die Verfahren der Messung gehen aus der Spektralanalyse hervor. Einestheils lassen sich aus den Ab- sorptionslinien der Sternspektren Schlüsse auf die Tempe- ratur schließen, andererseits aus der Verteilung der Licht- stärke im Sternspektrum. Die Ergebnisse beider Methoden prüfen sich gegenseitig und geben den Messungen große Sicherheit.

Gesellschaft u. Mode

Wie das Schönheitspflasterchen aufkam. Zu den wunder-lichsten Moden, die es je gegeben hat, gehörte das Schönheits- pflasterchen, die sog. Mouches oder „Flyes“, die im Rokoko im Gesicht der Dame prangte und ihr einen so pikanten Reiz ver- lieh. Wir finden diese Schönheitspflasterchen auch heute noch bei und da bei Damen, die sich davon für ihre Erscheinung be- sondere Wirkung versprechen. Wie diese Mode entstanden ist, war bisher ein Rätsel der Kostümgeschichte. Über ihr all- mähliches Aufkommen verbreitet nun die Beschreibung eines Vorläufers einiges Licht, die der bekannte Kunsthistoriker

Max Sauerlandt in dem von Adolph Donath herausge- gebenen „Kunstwanderer“ bietet. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf ein auf vielen holländischen Damenporträts zu fin- dendes, bisher aber noch gar nicht beachtetes kreisrundes Fleckchen an der Schläfe, das Schläfenpflaster. Dieses schwarze Fleckchen findet sich auf sehr vielen Damenbildnissen der hol- ländischen Malerei im 17. Jahrhundert und darf mit dem Schönheitspflasterchen nicht verwechselt werden, das ja erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts in die Mode kam und niemals an der Schläfe erscheint. Der Ursprung des Schläfen- pflasters ist zweifellos nicht dem Wunsch nach Verschönerung, sondern dem nach Heilung entsprungen. Es waren Heil- pflaster, die sich die Damen an die Schläfen klebten. Mittel gegen den Kopfschmerz oder die „Vapeurs“, die damals die Modekrankheit der eleganten Damen waren. Vielleicht han- delt es sich um hautreizende „Spanischfliegenpflaster“, die in der damaligen Medizin sehr beliebt waren. Die Schläfen- pflaster des 17. Jahrhunderts sind zu groß, um als pikanter Reiz zu wirken; sie wurden auch gar nicht von eigentlichen Modedamen getragen, sondern finden sich auch bei Mädchen niederen Standes. Wie eine Durchsicht der das Schläfen- pflaster zeigenden Damenporträts ergibt, sind sie besonders häufig auf Bildern, auf denen der Besuch des Arztes bei einer Kranken oder bei einer jungen Mutter geschildert wird. Dieses schwarze Schläfenpflaster mag als Heilmittel gegen Kopfschmerz um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Holland erfunden worden sein und wurde dann rasch ein beliebtes Modemittel. Der erfindungsreiche Geist der Frau benutzte dann dieses Pflaster auch zur Verschönerung. Die Migräne, gegen die es gebraucht wurde, war ja eine „vornehme“ Krankheit, und einfachere Frauen trugen das Schläfenpflaster, um da- durch zu zeigen, daß auch sie von „Vapeurs“ wie die elegan- ten Damen heimgejuckt wurden. Es sind ja nur Aneshörige des schönen Geschlechtes, die dieses Pflaster anlegten, und sie mochten wohl finden, daß es sie gut kleidet. So wurde das Schläfenpflaster zum Begleiter und unmittelbaren Vor- läufer des Schönheitspflasterchens, deren erste Spuren sich eben- falls bereits im 17. Jahrhundert finden.

Die Angst vor dem Subisopf im 18. Jahrhundert. Es war im Jahre 1767, als der Statthalter von Madrid, Graf v. Aranda, eine Verordnung erließ, daß den Frauen von nun an verboten sei, „die bisher gewöh- lichen Haarnadeln zu gebrauchen, aus Urache, daß selbige bei Gelegenheit auch statt des Stilets dienen könnten“. Dieses Verbot gab einem lustigen Kopf Anlaß, eine neue Verordnung anzukündigen, die, wie er behauptete, verlangen würde, daß alle Frauen sich die Haare abzuschneiden hätten. Nun ließen aber die feurigen Frauen Madrids nicht mehr mit sich waschen. Sie rotteten sich zu Hunderten zusammen und ließen mit fliegender Haaren über den Schultern als wie die Furien durch die Straßen und schrien und fluchten über die Urheber solcher Neugkeiten. Und sie erreichten denn auch ihren Zweck; denn die Regierung hob das Verbot des Haarnadeltragens auf. Der Urheber der falschen Nachricht wegen des Haar- abschneidens konnte nicht ausfindig gemacht werden.

Was der elegante Herr heute trägt. Der Rod mit Schößen, der sog. „Schwalbenschwanz“, der zusammen mit einem weißen Salopp getragen wird, taucht immer häufiger in den eleganten Restaurants und Theatern Londons auf und zeigt, daß die Engländer wieder zu der Vorkriegsmode zurückkehren. Das Jackett wird nur noch zuhause oder in Herrengesellschaft getragen. Die neuesten Röcke der ele- ganten Herrenwelt haben sehr breite Revers; auch die Schultern sind sehr breit, dagegen die Ärmel sehr eng. Die „Schöße“ werden ganz links zuliegend getragen. Die weiße Weste, die für die Abendtoilette obligatorisch ist, zeigt eine neue Form; am elegantesten ist die einreihige mit einem U-förmigen Ausschnitt. Die Taillenslinie wird betont. Um die etwas weibliche Silhouette der Herrentracht noch zu unterstreichen, sind die Reifkleider sehr weit. Das Abend- cape kommt immer mehr aus der Mode.

Reise u. Verkehr

Einen Wettbewerb zur Erlangung eines Platates für die Jahrtausendausstellung der Rheinlande in Köln schreibt der Oberbürgermeister von Köln unter den deutschen Rün- tler aus. Das Plakat muß folgenden Text enthalten: Jahrtausendausstellung der Rheinlande, Köln 1925, Mai, Juni, Juli, August. An Breiten sind in Aussicht genommen: 1500 M., 1000 M. und 500 M. Für Ankäufe sind weitere 1000 M. ausgeworfen. Die Entwürfe sind bis zum 2. Januar an das Städtische Verkehrsamt, in-Deuts, Ausstellungs- hallen, einzulenden. Von dort sind auch die Wettbewerbs- bedingungen gegen Einsendung von 50 Pf. zu beziehen.

Eine Seilbahnwegebahn bei Bartenkirchen. Aus Garmisch-Partenkirchen wird uns geschrieben: Der Verkehrsverein Bartenkirchen plant den Bau einer Seilbahnwegebahn vom Eingang der Bartenbachklamm aus zum Plateau des „Eckbauern“, das 1239 Meter hoch liegt. Die Bahnlänge dürfte ein Kilometer betragen. Die Bahn, die das ganze Jahr hin- durch betrieben werden soll, soll nicht nur den Winterport fördern, Darum soll vom „Eckbauern“, der Endstation der Seilbahn, eine Bobbahn zum Sportplatz auf dem Gubiberg angelegt werden.